

Aslı Erdoğan

## 7 - Der Abend der Wörter

Es gibt Momente, in denen die Wirklichkeit wirklich ist. In ihnen ist die Welt, die nirgends ist und in keiner Vergangenheit war - nicht vorgestellt, nicht ausgedacht, unbezwungen. In Erscheinung getreten. Als wäre vor still im Dunklen wartenden Zuschauern ein Vorhang gelüpft. Aus vier Ecken werfen grelle Scheinwerfer Licht auf die Bühne, da steht sie allein, einzigartig, absolut. Oder ein Blitz war aufgeflammt, riss Meer, Berge, Bäume aus der Nacht, bis er zu den Regentropfen auf dem Laub durchdrang. Wie sorgfältig ausgewählt, dieses Gewässer, dieser Himmel, dieser Zweig, wie aus deiner inneren Welt herausgesucht und vor dich hingestellt. Doch als hättest du sie nicht verdient, diese Ganzheit, reicht deine Kraft nicht oder deine Leere zum Schauen, fällt Furcht dich an gleich Todesangst. Alles zerfällt in Stücke, hüllt sich in eine Verlassenheit, eine Form, die fortbestehen wird, überzogen von Schatten. Wird eine weitere Masche ins dichte Gewebe des Lebens geknüpft. Als wäre dir eine Frage gestellt, der Fragende aber gegangen, ohne deine Entgegnung abzuwarten. Allein das Licht bleibt, das sagt: „Mach weiter“, sonst nichts ...

\* \* \*

Lange gelbviolette Lichtstrahlen auf endlosem Kastanienbraun ... Reines Mineral und Lehm, Friedhof gigantischer Bilder, silbrige Lichtkegel rahmen die Dinge ... Im Lichtschein garendes, faulendes Leben, in Pulsrhythmus und -temperatur ... Dinge, Anfänge, Enden. So liegt die Welt da, offen wie eine Hand, nicht zu greifen, schartig und rissig, kalt wie eine Schlangenhaut, voller Spuren. Wie zu Gebet oder Abschied geöffnet. (Meine Hand dagegen ist um die Wörter geballt gleich einer Faust.) Mit ihren die Einsamkeit formenden tiefen Furchen und leeren Pfaden namens Vorsehung. Mit ihren wulstigen Fingern hält sie dich grob gepackt, überzeugt dich davon, dass du eine Geschichte haben wirst.

All dies habe seinen Anfang mit einem einzigen Wort genommen, hatte man dir gesagt. Sei aus einem einzigen Wort hervorgegangen ... Kehre mit jenem Wort dereinst auch wieder zu jenen ersten Tagen zurück, jenen gewaltigen, imposanten, unendlichen, heiligen Tagen ... Du lauschst und wartest. Stunden-, nächte-, jahrelang; am Fenster lauschst du den Gassen, den Menschen, den Tagen, die einer nach dem anderen in die Vergangenheit purzeln, dem Leben, das sich davonmacht Wort für Wort. Lauschst der Welt, die gezwängt ist in deine müde

Sensibilität, deinen flüchtigen Blick ... Du stehst am Rand, im Lichtschein, mit Lazarus' Schwindel, und wartest darauf, dass sie deine Geschichte vollende. Mit deinen Fingern tastest du nach gemeinsamen Adern, bietest dein eigenes Blut dar, flehst um ein Wort. Du hüllst dich in die Farben der Welt, um im Unsichtbaren zu bleiben, in eine aus ihren Geräuschen gesprossene andere Gestalt, einen anderen Leib ... Du erzählst. Du hörst zu. Stunden-, nächte-, jahrelang. Hast keine Frage, keine Geschichte außer: „Warum hast du mich verlassen?“

Fliederfarbengoldener Lichtstrahl auf endlosem Kastanienbraun.

\*\*\*

Von Neuem beginnen. Von einem Anfang zum anderen, kehrtmachen. Gleich einem zum Zerreißen gespannten Draht sich recken, von einem Ende zum anderen eines großen weißen leeren Blatts. Wie eine zwischen scharfen Zähnen ihren Weg suchende Zunge herumstochern zwischen Buchstaben und ihren Schatten. Versuchen, ans andere Ufer zu gelangen, Schritt um Schritt auf Wörter setzend, die sich abmühen, der Sphäre, in der sie gefangen sind, zu entkommen und eine dritte Dimension zu erhalten.

Wörter, die sich aufeinander stützen, einander ähneln, einander gleich scheinen. Unendliche, doch sterbliche Bilder. Aneinander gereihte, instabile Sätze, die einander wiederholen, negieren, einer des anderen Widerhall ... Seine Stimme suchendes Leid, ihr Bild suchende Stimme. Jene alles assoziierende, abstoßende, verschlingende, ausspeiende wilde Stimme ... In steilen Winkeln zusammenlaufende, die Menschenseele bildende Kreise und Linien, Tausende Vergangenheiten, Tausende Geschichten, unmöglich in Zahlen auszudrückende Todesarten, halb transparente Menschengesichter hinter schwarzweißen Masken. Die Körperfrequenzen übertretendes, in der Sprache fließendes Blut. Händeweise Erde, die du der Welt ins Antlitz geschleudert, voller Zorn, voller Dankbarkeit. Das Wort, über das der Stift gestolpert! Der Text, der zunehmend zersplittert, um das nackte Gewebe des Lebens zu bilden, der ausufert ins Nichts, je mehr er alles sein will.

Geduldig die Splitter zusammenfügen, von Neuem, noch einmal, ein unendliches weiteres Mal. Dann Nacht und Dunkelheit vereinen, mit lautlos wartenden Schatten füllen, mit Kälte, Feuchtigkeit, goldfarbenem Mondenschein. Sich einrichten inmitten dieser Wüstenei, mit Dingen besetzen die Einsamkeit und mit dem die Dinge rahmenden kalten Nimbus des Todes. Warten. In den knöchernen Händen der Zeit verharren gleich einer Glocke, in der Wörter tönen, auf des Lebens Schläge ... Auf das letzte Wort warten, das einen lang gewordenen Abschied beendet.

\* \* \*

Auf den geheimnisvollen Ruf des Mondes hin weicht der Ozean, lässt seinen nackten schlickigen Boden zurück. Kiesel, moderndes Moos, leere Muscheln, was eben hängenbleibt in den Netzen der Zeit, ob tot oder lebendig ... Dem von Trümmern übersäten Gedächtnis entnommen die dürren Wurzeln der Existenz, ausgestellt an einem verlassenen Ufersaum. Offen, nicht zu greifen, des Windes Willkür ausgesetzt. Nach einer unaufhaltsamen Flut, nach einer Flut, die Geschichten, Namen, Farben allesamt mit sich nimmt, sind nur Formen übrig, aus denen hastig das Leben geflohen. Wie im Anfang, wie an ihrem Ursprung ist die Welt splitterfasernackt, müder Traum eines müden Blicks ...

Aufgedunsen, aufgequollen die Bilder, aneinander haftend wie feuchter Sand. Wörter, gegen die Felsen geprallt, bis ihre Schalen barsten und ihr tintenartiges Wesen herausschwuppte. Vereinzelt reglose Vegetation, benagtes Gestein, sich hinziehende Töne von Braun. Schatten, die über löchrige, runzlige Flächen wandern. Die flattern und wogen, sich in Lichtstrudel stürzen und auffliegen. Während sich des Lebens Adern, schrumpfend in grausamer, stocken lassender Lautlosigkeit, und seine Haut, gespannt gleich einer vibrierenden zarten Membran, öffnen von versierter Chirurgenhand. Ein ins Gestein hineingewundenes unheilvolles Gefühl. Das leere Dröhnen mit einem Stöhnen - nicht einmal ein Schrei - verlöschender Stunden ... Der Dinge Lider schwer geworden, zu schwer, um sich je wieder zu heben, jedes auf seiner langen, düsteren, individuellen Reise. Ein jedes in Furcht. Furcht, kalt und bitter wie Kaffeesatz, die noch in einer Handvoll Sand rumort, die sich festsetzt auf dem Grund aller Wesen. Diese Erde, dieser Himmel, dieses Wasser vereinten sich, schufen aus reinem Schlamm eine Welt und spannten darüber den leeren Himmel wie einen Spiegel. Als wollten sie sehen, ob sie noch atme. Drückten der Leere einen Fächer in die Hand, den sie unvermutet schließen wird.

Dein müder Blick wandert über die Flächen, über Oberflächen, die transparent sind oder matt, durchlässig, geädert, stumpf, vergesslich oder glitschig, auf seinem langen, düsteren, einsamen Weg. Stößt an, reißt, zerspringt in tausend Kristalle, in denen Strahlen blinken. Sickert wie in Formen gegossene Glut zwischen die Dinge und ihre Abbilder. Zwischen Menschen und Ängste, zwischen Wurzeln und Tageslicht. Bahnt schlängelnd sich seinen Weg über die Oberflächen, legt sich wie ein Netz über die Bilder, schmilzt und schmiegt Dinge und ihre Abbilder aneinander, um manche zurückzulassen, andere mitzunehmen, füllt Lücken und

Löcher, fließt und strömt durch die ineinander verzahnten Räder der Realität, wie die gelösten Binden einer Mumie.

„Des Menschen Herz ist ein Spiegel“, hieß es früher. Ein Spiegel so alt wie Stein auf der Suche nach dem Abbild, das er ewig festhalten will. Hart wie Diamant, abgeblättert der Belag. Aus demselben Lehm geformt wie das Herz der Welt. Vielleicht ist die Welt deshalb ein herzfarbenes Bild. In des Nichts indolenter Hand.

\* \* \*

Eine Halbblinde bin ich. Gleichmäßig verteilt sind meine Ängste auf Licht und Dunkelheit. An verschatteten Mauern taste ich mich entlang, zwischen kaum wahrnehmbaren Reflexionen. In einer eilig aufs Papier geworfenen, gleich wieder verworfenen Entwurfs-Welt. Lasse mich von der Absenz verführen, vom ersten Wort an zu schwindeln, krieche über die Blätter Papier, die nackt warten wie gepflügte Erde. Im Strom noch nicht entstandener „Ichs“. Ein Netz, gewebt aus unzähligen winzigen Augen, breitet sich über die wogende Oberfläche des „Jetzt“, Buchstaben stürzen sich auf lebendig erhaschte Lebenspartikel. Eine Stelle, ein Bild, eine Stimme suche ich, in denen ich existieren kann: in Bildern, die ein anderer Blick aus dieser Welt herausgesogen, in der von Wort zu Wort fließenden gemeinsamen Stimme, in der weißen Stille zwischen den Wörtern ... Horche auf die Schritte ferner Gespenster ... Taumle, halte inne, stolpere über mich selbst ... Von einem Nichts ins andere ... Gebe jedem einen Namen, zeichne jedem ein Gesicht, gestalte jedem einen Körper. Um gleich einem Chirurgen der Existenz die Haut zu öffnen und den tief darin verborgenen Embryo hervorzuholen. Um das letzte und absolute Bild in Spiegel und Mauern zu ritzen.

Die Nacht schreitet fort. Mit ihren Nägeln höhlen die Stunden die stillste Ecke meines Herzens, schneiden eine herzfarbene Welt heraus, splitterfasernackt und verblüfft. Doch diese Welt verrinnt durch die Risse ihres eigenen Bildes. Erscheine in Form eines blauen Flecks, bin allein auf dem leeren Blatt Papier. In der Tiefe, an den Wurzeln der Existenz Anzeichen einer geborstenen Ader.

Die Wörter machen sich auf ihren eigenen Weg, wie blinde Reiter, die ihre Pferde in die Wüste treiben, dass ihre Hufe den Sand aufwirbeln, dass alle menschlichen Zeichen zerstieben. In der Ferne, am Horizont geht reines Licht auf wie eine blutige Geburt und zeichnet die schmalen Grenzen zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem.

\* \* \*

Endlich bist du da! Hier bist du, zwischen Zeit und Nichts. In der schroffen endlosen Einsamkeit, die lediglich auf Distanzen verweist. Wie ein ungeübter Reiter, abgeworfen von einem wilden Pferd, stehst du ratlos da in diesem nackten, kargen Land. Als hätte, was für dich zählt, die Zahlen aufgezehrt, und du schlugst die Augen auf. Du fandest dich wie ein nicht vollendeter Satz. Weit klafften die Tore der Unendlichkeit, doch auf der Ebene aller Möglichkeiten hatte auch deine Geschichte weder Anfang noch Ende ... Durch ehernes Gestein und stacheliges Gebüsch schlängeltest du dich, wie eine gemächlich sich schließende Hand, die in der Faust die Stunden rundet.

Du wartetest, wie eine verdorrte Muschel wartet. Eine Muschel, in deren Spalten Sand und Schreie dringen und der Wind heult. Dich erfüllte der Schrei der die Erde durchdringenden Pflanze, ob es aber Triumphgeheul war oder Schmerz, wusstest du nicht. Nie zuvor hattest du das Geräusch eines halbtoten Blattes vernommen, wie es auf den Boden fällt. Das kanntest du nicht. War es ein Schrei oder Lachen? Sowenig du das Leben kanntest, das in endgültig ausgestalteten Knochen widerhallt. Großzügig verprasstest du Wörter, Anblicke, Bilder. Jäh war dir alles aus den Händen gerissen. Jäh war es zu Ende. Wie es begonnen hatte ... Kurzlebig wie ein Wassertropfen war dein Gedächtnis, das doch die gewaltige Welt zu reflektieren suchte. Von rasch erkaltender Oberfläche aufsteigender Dampf der Stimmen umfing dich. All die Stimmen, die „Ja“ sagten, „Nein“, „Komm“ und „Halt“, „zu spät“ oder „zu früh“. Wie aus dem entlegensten Winkel des Herzens der Welt hergekommen, um in dir widerzuhallen, um auch dich zu verschlingen und der großen Stille einzuweben, die alles verschlingt und ihrem Gewebe einverleibt.

Die Welt vollendet eine weitere Umdrehung. Der Abend der Wörter bricht an. Du schaust in die sich vertiefende Wüste, doch dein Blick prallt auf den knochigen Rücken der Finsternis und zerburst. Du suchst nach einem Bild, einem einzigen, das bei dir bleibt. Wie ein Spiegel auf der Suche nach der Reflexion, die er in alle Ewigkeit festhalten will. Unter etlichen Dingen, die rasch vorüberziehen, unter allen Dingen schaut einzig dein Gesicht zurück. Mit langem, einzigem, absolutem Blick. Das „Du“ von einst, das sich Strich für Stich in den Dingen, im Dunkeln verlor: ein unvollendeter Blick inmitten der Einsamkeit ...

Dann entflammt unvermutet alles goldfarben. Erlangt eine Helligkeit, die kein Tageslicht je bieten könnte, wird zu einem blanken, ewigen, makellosen Anblick wie aus reinem Licht gezeichnet. Als wären die Schalen der Dinge geborsten, als wäre das in der Tiefe verborgene Funkeln ein einziges Mal hervorgetreten. Mit Hängen und Würgen hast du es endlich erreicht, das Herz der Welt, in deren Haut du vor Jahren hineingefahren warst. Ausgehöhlt,

herausgehoben hast du dein Geheimnis. Die Melodie, die beteuert, all dies sei NICHT UMSONST. Doch auch diese Melodie verliert sich im Nu in der Stille. Lässt dich zurück, am Fuß des Gesteins ...

Reines Licht und Unendlichkeit. Schlussendlich hast auch du deinen Platz auf dem Gemälde gefunden! Zwischen Himmel und Erde, ein still verharrender Stein. Hast du erst jene Steingeschichte vollendet, wirst auch du in deiner eigenen Geschichte erstanden sein.

#### 8 - In der Nacht wende ich mich an dich

Hier bin ich, in der Nacht, meiner eigenen Nacht, in die ich schlüpfte wie in ein Zelt. Ein bernsteinfarbener Raum ist das hier, beleuchtet vom Licht einer nackten Glühbirne, ringsum alles voller Papier. Papier, Wörter, Buchstaben, Zeichen, Ikonen, Symbole ... Ohne Erinnerungen, ohne Menschen. Der goldfarbene Schein rahmt die Finsternis mehr als dass er sie erhellen würde, ruft die Schatten, häuft sie in die entlegenen Winkel. Sieben erkaltete Tassen umringen mein Schweigen und randvolle Aschenbecher. Wie ein Fossil aus längst abgeschlossener Epoche fühle ich mich zwischen dem sich ringsum türmenden Papier. Es ist ein Gefühl, dunkel und bitter wie Kaffeesatz, sobald ich das Licht der Wörter darauf fallen lasse, ruft es einen Schatten, größer als es selbst,: meine Einsamkeit ...

Die Nacht fegt rasch die Gassen leer, kühlt die Luft ab, macht die Schatten lang. Die Dunkelheit umhüllt die mächtigen Hügel, breitet sich über Plätze und Straßen aus, windet sich gleich einer Schlingpflanze um die Stadt, wächst und wächst. Die vom Tagesgebrauch müden Wörter schleichen zur schweigenden See. Mit einem Tuten, gefangen vom Nachtwind, läuft das Schiff aus dem Hafen. Eine jäh erwachende Taube ruft bang ihren Partner.

Durchs Fenster schaue ich hinaus in die Nacht. Nur in der Ferne vibrierende, blinkende, sacht sich regende drei, vier Lichter blieben von dieser Stadt, deren Geschichte sich schier in Urzeiten erstreckt. Meine Stadt! Jetzt bietet sie einen Anblick, der oszilliert und trügt wie ihr Widerschein auf dem Wasser. Der Schlaf, der sich auf alles Leben gelegt, schloss ein Auge nach dem anderen, das in die Nacht hinausschauen gewollt. Von der Wirklichkeit, die jetzt unter den Wassern liegt, funkelt auf dem harten Grund einsam und allein nur dieses von Dunkelheit gerahmte Bild, verschwimmt mit dem Spiegelbild meines Gesichts. Meine Augen aber wollen nicht das Licht, sie wollen die Realität, das wahre Leben mit all seinem Lug und Trug, seinem Elend, seinem Radau und seiner Pracht. Doch ich bin hier, zwischen Gestern und Morgen, zwischen Dingen, die endeten, und Dingen, die noch nicht begannen, die

vielleicht gar niemals beginnen werden ... Zwischen meinem Abbild an der Scheibe und meinem wahren Gesicht, zwischen Zeit und Nichts, zwischen Wörtern und niemals Gesagtem ... Zu dieser zappendusteren Stunde, in der ich mir furchtbar gern einen anderen Ort oder eine andere Zeit gewünscht hätte, bin ich hier. In der Nacht, der immer selben, nie endenden, bernsteinfarbenen Nacht ...

Einer Prophezeiung gleich ragt der drei Jahrhunderte alte Kirchturm auf, versperrt von Anfang an die Wege von Morgen, mit dem Schatten der mächtigen Platane, der auf ihn fällt. Im fahlen Mondlicht schlägt eine Möwe mit silbrigen Schwingen, Katzen schleichen über Dächer, Tauben teilen mit Dieben die schummrigen Winkel der runden Welt der Menschen. Meine das Dunkel zwei matten Scheinwerfern gleich abtastenden Augen - es ist meine Dunkelheit! - stoßen auf die fest geschlossenen Augen der Stadt, kehren zurück. Gestein reflektiert nichts, nicht einmal Stille. Die Nachtstunden stürzen sich geiergleich auf mein abgewetztes Herz, um drei, vier Wörter herauszupicken. Meine Hände aufs Papier genagelt, auf der Jagd nach Wörtern, die nicht über die Lippen wollen. Hände sind so viel ferner der Seele als Lippen, deshalb fällt ihnen das Lügen schwerer. Schärfer sind meine Hände, Mondscheinkenner wie ein Dieb, als die Klingen, die mir das Herz zerschneiden. Aufgebauscht hängen die Herbstwolken tief, überziehen den Himmel wie Nachatem, ein einzelner Stern funkelt hindurch, nicht einmal seine Einsamkeit gereicht mir zum Trost. Ein kränkelndes Kätzchen hustet unter Schmerzen, bis es sich übergibt, kotzt bloßen Tod auf die Erde, kratzt verzweifelt am erkalteten Herzen der Stadt.

Ein Geräusch, es ist ein den Pfaden der Nacht folgendes Geräusch, das mich ruft. Doch ich habe nicht die Kraft, nicht die Zeit. Einen endlosen Blick braucht es, um in diese Finsternis zu schauen. Ich aber kann nur hier stehen und der Stelle, an der ich stehe, einen Namen geben. „Glück“ könnte ich etwa sagen, oder auch das Gegenteil. „Leben“ könnte ich sagen. Oder das Gegenteil ... Meine Hand, ihr Schemen bedeckt das gesamte Blatt, streut Wörter aus, die sie für eigene hält, eine Katze indes kratzt an der Erde der Menschen und schreit vor Schmerz.

In der Ferne, in weiter Ferne, ein roter Lichtschein am Horizont. Vielleicht der erste Schrei des Tages in Erwartung seiner Geburt oder der Triumphschrei der Katze, auch diese Nacht überstanden zu haben ...

\* \* \*

Der Mond, weit entfernt von mir, verschwindet plötzlich lautlos. Der Nacht letzter Schluck, intensiv, bitter, ausgekühlt. Ich nippe an der letzten leeren Stunde. Unbenennbare Zeit. Versiegt nun auch die menschlichen Geräusche, die doch ein wenig an die tröstende, beruhigende, sorgenvolle, lebendige Welt des Tages erinnern, Schritte, Gelächter, Hupen und Bremsen, Schlüssel, die sich in Schlössern drehen, echte Schreie und falsche, worauf auch immer ich horche mit dem Versprechen auf Identifikation, auf Solidarität ... Jeder ruht jetzt im Zelt seines Schlafes, selbst die unter der Pelerine der Leidenschaft Schlingpflanzen gleich verschlungenen Körper. All jene, die die dunklen Gassen der Nacht durchwandern, Diebe, Säufer, Obdachlose, sind einer nach dem anderen angekommen im Herzen des Labyrinths, wo sie jetzt sind. Animiermädchen schminken sich vor dem Spiegel ab, wünschen sich selbst „gute Nacht“. Letzte Zigaretten, noch nicht aufgeraucht, werden ausgedrückt in die Nacht hinein, die endet, bevor sie ihre Versprechen eingelöst. Auf einen Brief, der nie abgeschickt werden wird, fiel ein Kopf, müde von der Suche nach dem letzten Satz. Der Schlaf holte die Todkranken, mit weiß behandschuhten Fingern besänftigend über sie streichend, Träume vom Leben strömen einer frischen Brise gleich in nach Mensch miefende Schlafsäle. Gläser werden gespült, Teller, Aschenbecher geleert, all das Unsagbare mischt sich unter letzte, leere Schlucke. Wimpern mit Schminke an den Wurzeln schließen sich, ein Vorhang aus schwarzem Samt wird gezogen zwischen das Dunkel der Welt und die Augen, die sie nicht länger anzuschauen vermögen; bei der Heimkehr von der Jagd singt ein Nachtvogel seine Lieder, in ihrem vollkommen verschiedenen Schlaf sind Jäger und Beute gefangen im selben Blut. Ihr letztes Blatt deckt die Nacht auf, ruft den Mond zurück, hinterlässt einen Stern, einzeln und ungeheuer, als weise ein Toter anderen Toten den Weg, lädt die Menschen zu ihren wahren Träumen ein, zu Träumen, an die man sich erinnern soll, die Spuren hinterlassen im neuen Tag. Wie die Brandung Spuren hinterlässt nach dem Sturm. Die Wörter öffnen ihre silbrigen Schwingen, dem fernen einzelnen Stern entgegen, und erzählen alle dieselbe Geschichte, erzählen vom Scheitern des Menschen.

\* \* \*

Die Stadt und ich blicken einander durch ein Dachfenster an und was wir sehen, ist etwas Dunkles, Ungewisses. An der fleckigen, über die ganze Breite gesprungenen Scheibe dumpfe, schwabbelige Spiegelbilder, einander überlagernd, ineinander verschwimmend. Angefüllt mit leerer Schwärze und Ödnis, genau wie die Wörter. Bilder aus Schatten, ohne Tiefe, ihrer Formen und Grenzen beraubt, trübe, wallend, leer, halb traumhaft ... Unvollendete Entwürfe.

Die nur ein unendlicher Blick vollenden könnte, ein endloser Blick, dem jedes Auge etwas von sich beimengt. Oder nach und nach verblassende Bilder, die bei jeder Berührung mit Licht nach und nach abdimmen. Ins gnadenlose, taube, granitene Profil der Stadt mischt sich mein Bild gleich einem unterirdischen, ins bleigraue Meer fließenden Strom. Mein von Flecken übersätes Gesicht ohne eine Geschichte, seiner Linien, Einzelheiten, Ausdrücke verlustig, das nichts erkennen lässt als die ovale Form eines menschlichen Antlitzes.

Ist die wirkliche Welt flacher, ärmer und simpler als all diese Spiegelbilder: als die Bilder, die Wörter, der Tanz der Schatten mit dem Licht? Oder doch tiefer, mysteriöser, komplexer? Vermag ich in dieser letzten Stunde das Leben als ein Wunder zu betrachten, das auch mich trägt und mit sich nimmt?

Längst bin ich über die Mitte des Flusses hinaus, bin so weit vom Ufer des Gestern entfernt, dass es kein Zurück mehr gibt. An der kältesten Stelle im bodenlosen Strudel der Zeit bin ich, treibe langsam in der Strömung, einem Rot am Horizont entgegen, das vorerst einem Peitschenstriemen gleicht, das ich „morgen“ nennen werde - nicht jetzt, aber später werde ich es „morgen“ nennen ...

Kann ich den Grund berühren, wenn ich die Fingerspitzen ausstrecke, ich wage nicht, es zu versuchen, schaffe ich es durch die Nacht, wenn ich von einem Wort zum nächsten schreite? Wo ist der Grund dieser Finsternis, an deren Oberfläche ich treibe wie ein Baumstamm? In dieser namenlosen Stunde, da die Erde ausgelöscht, das Leben zurückgezogen, Oben nicht mehr von Unten zu unterscheiden, die Vergangenheit aus dem Auge verloren, die Zukunft aber noch immer nicht geboren ist, gibt es keine andere Antwort als Stille, als gespanntes Schweigen. Ich aber lasse es Wörter hageln wie Kugeln auf diese heilige, weite, geheimnisvolle Stille, als wanderte ich durch die Gassen, auf die Laternen schießend, lauf dem Gehsteig leere Patronenhülsen hinter mir zurücklassend. Als nähme ich stets das Licht ins Visier und trafe immer ins Ziel. Als reichte die Kraft meiner Augen eben noch für die Dunkelheit. Als hätte, schriebe ich einen Abschiedsbrief, der Adressat noch gar keinen Namen. Rufe ich: „Aus der Tiefe wende ich mich an dich. Höre mich!“, wendet nur mein eigenes Gesicht sich mir zu, voller Flecken, ohne Gedächtnis, mein halbes Gesicht und es erzählt keine einzige Geschichte - außer dem Scheitern des Menschen ...

\* \* \*

Kuppeln, Minarette, Türme ... Ziehen die leeren Tempel der Stadt aus der Dunkelheit, der Unsichtbarkeit, lassen sie versteinern, matt werden, halten sie scheinbar ewig in der Schwebе

am Himmel, von violettem Nebel überzogen. Wie Dolche aus Licht. Verweisen auf die Finsternis oben, unten, in allen vier Himmelsrichtungen, auf Gottes ewigen Schlaf. Über Hügel, Senken, Hänge bis zum Meer und weiter am Ufer gegenüber ziehen Dächer sich hin. Dächer, in deren Schatten sich Tauben flüchten, über die Katzen, Diebe, Mondschein mit sanften Schritten schleichen, schützen den Schlaf vor dem Ruf der Sterne, ziehen eine Linie zwischen die Finsternis der Menschen und die der Nacht. Doch das Geräusch eines Flügelschlags, eine von Trauer getränkte Melodie, eine Handvoll Regentropfen flechten die himmlischen Träume in die irdischen ... Verrußte Schornsteinabdeckungen, Dachfenster, verrutschte Dachziegel, morschtes Holz, Glasscherben ... Nebelgleich sinkende Herbstwolken umarmen die Stadt, sich an den Schornsteinen reibend. Den Polarstern umschweben ein paar Wolken wie in Blut getauchte Federn. Kleine Rauchschwaden öffnen sich wie vom Wind geblähte Schwingen. Ein Lichthagel geht aufs Meer nieder, aus dem Riss in der Finsternis tröpfeln goldene Kegel, Smaragde, Topas, Aquamarin. Feuerrüschen tanzen auf dem Wasser, silberblaue Pfade schlängeln sich wie Nachtadern zu den Bergen hin. Hinter den Bergen dagegen Schwärze, Trauer in Unendlichkeit.

Wolkenkratzer, höher scheinend als Gebirge, spähen mit ihren falschen, metallischen, blinden Augen in die Nacht. Ihre Blicke scannen alles, reflektieren aber nichts, nicht einmal den Tod, machen lediglich die Finsternis sichtbar. Verstummte Wörter werden zu einem einzigen Raunen, machen sich verhalten auf den Weg zum Horizont, bilden Kreise dabei, rempeln gegen Steine. Der kühle Nachtwind pflückt die Schatten von den Dingen, den Schall von den Geräuschen und treibt sie vor sich her, als wären sie aus demselben Stoff gemacht, lösen sich Wörter und Schatten auf in der Nacht, fliegen in Scharen, sammeln sich in schummrigen Winkeln.

Unmittelbar vor mir erhebt sich der Glockenturm, gleich einer Prophezeiung. Auf gepflanzt steht da die Prophetie aus den Tiefen jeder Nacht, jeden Augenblicks, jeden Wortes und beobachtet die eigenen Kinder. Als wäre er die Zeit selbst, lautlos, stolz, furchtbar, imposant. Der auf die Kirche fallende Schatten der Platane schwenkt seine riesenhaften Arme, ruft die Stunden zurück. Gleich einem Horizont aus Stein, näher, wirklicher, unüberwindbarer, ragt der Turm auf, ruft meinen Blick. Ruft stets, wie das Leben selbst, sagt: „Komm!“, sagt: „Halt!“, schickt, kaum aufgebrochen, zurück. Ein einzelner Lichtpfeil umfängt den Turm - Lichtschein, der alle Dunkelheit kennt ... Der gigantische Schatten in mir schwenkt seine skelettartigen Arme im Tanz und vereint alle Enden mit der Unendlichkeit.

Ich stehe hier in den Tiefen meiner eigenen Nacht und schaue. Wie Mondschein umfängt mein Blick die Dächer des Schlafs, nässt die Ziegel, sickert in jedes Loch, das er findet, fließt den Pfaden des Wassers folgend in die Erde. Die Erde, die weiß um die Nacht von allem und jedem, die Erde, die weiß um die Nacht leidenschaftlich Liebender, vor dem Spiegel eingeschlafener Frauen, der Todkranken, der Mörder und Opfer, die Erde, in der eine unter Schmerzen hustenden Katze scharrt ...

\* \* \*

Mitunter ergreift einen ein Wort wie ein Strudel, wirbelt einen herum zwischen Himmel und Erde, zwischen Leben und Tod. Stellt die Welt auf den Kopf, verschränkt Gestern und Morgen ineinander, verwandelt alles, löst es auf, setzt es neu zusammen. Entlässt es dann jäh aus sich heraus, stößt es aus. Ein solches Wort ist: Nacht. Heilige, ewige, geheimnisvolle Nacht. Farben, Bilder, Strahlen, Wellen, wie Glasscherben funkeln Finsternis.

Ich stehe an einem Dachfenster, schaue hinaus in die Nacht der Stadt. Eine dynamische, vibrierende, kalt funkeln Welt dehnt sich weit vor mir aus, ins Unendliche. Zerklüftet, fragil. In der Nacht funkeln, unzählige Welten ohne Wissen voneinander, wandeln sich, lösen sich auf, zersetzen sich, setzen sich in einer anderen Realität, mit einer noch ungeformten Realität neu zusammen. Die Häuser bergen gleich tiefen Gräbern jene, die das Licht fliehen. Das Leben Fliehende, nicht um der Träume willen, sondern um zu vergessen. Wir alle aber, mit unsichtbaren Ketten einander verbunden, stolpern wie blinde Geister durch die Labyrinth der Nacht.

Hier, an einem Fenster, stehe ich an den Gestaden der Erde. Genagelt an meinen Platz in der Welt, in mein Schicksal. Von Wänden umgeben bin ich, von Schlaf, Symbolen, Stille. Diesen Moment nenne ich so einfach „Nacht“, diese Unendlichkeit, der ich mich anschließe, Wort für Wort zerfließend ... Ich warte auf einen Blick, der mich aus der Finsternis zieht, herausholt, übergibt einer ganzen, sichtbaren Existenz ohne Fehl. Wie Tinte in einen Federhalter fülle ich mein „Selbst“. Mit Bildern, Wörtern, Erlebtem und nicht Erlebtem, Geendetem und niemals Endendem ... Mit allem, das ich „mein Selbst“ nennen kann. Schaffe ein „Ich“, das morgen, das noch zahllose Morgen hinter sich bringen wird, aus sich zersetzen, sich vermehrenden „Ichs“, die gleich Scherben zerspringen, mich durchdringen und sterben, die einfach nicht geboren werden können ... Wartend, in die Finsternis hinausblickend, träumend, vergessend, meine Wunden heilend, Narbe um Narbe mich auflösend ... Wie ein Flötenton, der alle Wörter der Stadt zu sich ruft, stehe ich am Fenster

der Existenz und suche nach einem Fatum für mich. Aus von Finsternis getrennten Momenten, aus nie innehaltender Zeit, aus einander auf derselben Scheibe überlagernden trüben Bildern, aus einander wie Angelschnüre umschlingenden Geschichten, aus vom Licht ertappten Geistern ...

Hier erbettle ich einen weiteren Morgen vom Fegefeuer der Unendlichkeit. Für mich, für meinen von meinem Dunkel erfüllten Blick schuf die Nacht eine zerfetzte Welt. Zitternd, funkelnld, irreal, vorübergehend. Eine Welt, deren Welt im Nu verblasst. Zwischen uns eine hauchdünne Scheibe mit einem Sprung von einem Ende zum anderen, zerbrechlich und doch diamantenhart und steinalt. Befleckt von meinem zerklüfteten Bild. Ich verharre vor einem im Dampf meines Atems verschwimmenden Bild, öffne mich in größtmöglicher Transparenz dem Ruf: „Komm!“, um den Hals die schwere Schlinge der Existenz. Zwischen funkelnlden, irrealen Wörtern, Stück für Stück zerfallenen Ichs, stecke ich, zwischen Welten, die sterben wollen, weil es ihnen nicht gelingen will, geboren zu werden ...

Wenn die Nacht wiederkehrt, findet sie mich wieder hier, wo sie mich stehenließ, ohne dass ich mich auch nur geregt hätte. Am Horizont wartet das Morgenland, verharrt, wartet und ruft im Grunde keinen von uns. Ahnt nicht, dass wir es erwarten, verharrt einfach.

\* \* \*

Nichts ist mehr es selbst in der Stunde des Unbekannten. Der Schall hat seine Geräusche eingebüßt, Stimmen, Geräusche zerfallen, um sich später, nach der Dunkelheit erneut zusammenzusetzen; das Meer der Riesenschatten deckt die Dinge zu, Abbilder lösen sich auf, zerfließen. Der Himmel schüttet seine Sterne ins Wasser, das Wasser trägt leere Muscheln ans Land. Bevor Frage und Antwort, Gestern und Morgen, Traum und Wirklichkeit in ihren letzten verhaltenen Umarmungen einander den Rücken kehren ... Lautlos gemurmelt Gebete sind zu Ende, Wiegenlieder, Tränen, Wehklagen verhallt, erloschen das Licht, das die Gehsteige beleuchtete. Nichts als Staub findet der Wind auf verlassenen Wegen, Minarette und Glocken, stocksteif in nächtlicher Eiseskälte, warten darauf, von menschlichem Atem gewärmt zu werden. Auf Zehenspitzen schleicht sich der Regen von den Dächern, Katzen und Engel, Diebe machen sich einer nach dem anderen davon. Die eigentlichen Kinder der Nacht, die Menschen der Straße, haben endlich Schlaf gefunden, zwischen den Steinen der Stadt, zu Eis erstarrt wie die Erde. Die Albträume der Toten haben sich unter die Traumbilder der Lebenden gemischt, damit die Götter ihre langen Versprechen einen weiteren Tag lang machen ... In dieser Welt aus ungeheuren Düsternissen klebt eine den Umschlag ihres

Abschiedsbriefes zu, linst mit Säuglingsfurcht ins „Welt“ genannte Licht, blutbefleckt, splitterfasernackt, atmet mit einem Schrei sämtliche Morgende der Zukunft ein, still erblüht ein Zweig, ein letztes Mal suchen Lippen einander, Schwüre, noch vor dem Morgengrauen vergessen, von Herz zu Herz geflüstert, ein einzelner Stern verblasst, verblasst, erlischt wie eine Kerze im Wind, wie ein jäh endendes Leben, Tau legt sich auf die Blätter, Tränen gerinnen zu Schlaf und verkleben die Wimpern, irgendwo auf dieser Welt werden Operationssäle vorbereitet, Galgen aufgestellt, der Arzt, der eben eine Nabelschnur durchschnitt, wäscht sich die Hände wie auch der Vernehmer, der jetzt Feierabend macht, dunkles Blut spritzt dem Ungeborenen in den Schlaf, bestimmt sein Schicksal, indem es ihn von Anfang an mit dem Wunsch erfüllt zu sterben. Ein Schlüssel dreht sich im Schloss, eine Tür öffnet sich, fällt wieder zu, Müllwagen leeren die Abfälle der Stadt aus, ohne zu unterscheiden zwischen verfaultem Obst und vergifteten Hunden im Todeskampf, wie Milchflaschen werden Wörter mit ausgestochenen Augen und abgeschnittenen Zungen vor Türen gestellt, hinter dem Vollstreckungskommando rollen Patronenhülsen, verbergen sich voller Scham in Löchern, klebrige Hände übergeben den von ihnen geformten Teig dem Feuer, Erde saugt alles auf, das Blut, die Geheimnisse, die Albträume, die Gebeine und die Toten; erneut setzt Regen ein. Ein mit Getöse in den Bahnhof einlaufender Zug zerreißt die Stille. Die Stadt in ihrem imponierenden, finsternen Schlaf verharrt, vergisst, träumt, regt sich. Als bereite sie sich auf eine nagelneue, intensive Existenz vor, nimmt sie die Zukunft ins Visier, die sich gleich einer schlammigen, unaufhaltbaren Flut auf sie zuwälzt. Flickt sich, vernarbt, sammelt Kraft, um die Augen dem Unbekannten zu öffnen und eine neue, intensive, gigantische Welt mit einem Atemzug in sich aufzunehmen.

Knallrot öffnet sich eine Hand am Horizont, schiebt den Deckel des schwarzen Sarkophags, den keine Macht zu heben imstande gewesen war, mit einem Fingerschnips beiseite, öffnet sich weiter, klafft auf, reißt sich einen flammenden Ring von den Fingern, als schwelle ein Peitschenstriemen ins Unendliche an, vertieft sich, wirft ein Netz aus violetten und goldenen Fäden über das Meer. Aus Traumwolle wird ein neuer Tag gewoben. Von den Dächern steigt eine Taube auf, kreist über der Stadt, strebt mit kräftigem Flügelschlag dem gegenüberliegenden Ufer zu, der Grenze zwischen Tag und Nacht, als wäre sie spät dran. Im Schnabel trägt sie aus dem Land der Zukunft einen Olivenzweig.

Aus dem Türkischen von Sabine Adatepe